



Maschinenschaden bei tobendem Orkan

ECKART RIEDIGER blickt als ehemaliger Kapitän auf Jahrzehnte in der Hochseefischerei zurück. Es war eine entbehrungseiche Zeit, die er aber nicht missen möchte.



/// Foto: Helmut Gross

Text: Thomas Klaus

Eckart Riediger (Jahrgang 1940) hatte schon als Kind im Vogtland nichts anderes im Kopf, als Kapitän werden zu wollen: „Die Weite des Meeres – einfach faszinierend.“ Als Riediger 14 Jahre alt war, begann er eine Lehre als Matrose – den Widerständen der Eltern zum Trotz, die ihn mit Schlips und Kragen am Bankenschalter sehen wollten.

Fast immer nur Wasser gesehen

Die Hochseefischerei war in der ehemaligen DDR gerade im Kommen. Eine gute Arbeitsmöglichkeit für angehende Matrosen mit Ehrgeiz. Sehr viel Theorie war das damals. Doch mit 28 Jahren war er schon Kapitän.

Landgänge blieben in der Regel aus, weil für sie keine Zeit vorhanden war und im Übrigen kein Kontakt zum „feindlichen westlichen Ausland“ erfolgen durfte. „Wir haben fast immer nur Wasser gesehen“, sagt Riediger. Der Alltag an Bord hatte mit Seefahrerromantik nichts zu tun.

Eine besondere Kameradschaft

„Langeweile kannten wir nicht“, erinnert sich Riediger. Es sei immer etwas zu tun gewesen. Auch er als Kapitän habe selbstverständlich mit anpacken müssen. 18 Stunden ununterbrochene Beschäftigung an Bord – das war Standard, bis endlich Ende der fünfziger Jahre der Schichtbetrieb eingeführt wurde.

Eckart Riediger blickt zurück: „Es herrschte eine besondere Kameradschaft und die machte sich selbstverständlich auch bei den Konflikten bemerkbar.“

Eine ungewöhnliche Verbundenheit – sie herrschte auch, wenn sich Hochseefischer aus der ehemaligen DDR und der alten Bundesrepublik auf hoher See trafen. „Wir haben gut zusammengearbeitet und uns gegenseitig geholfen, obwohl das natürlich politisch auf beiden Seiten nicht gewollt war. Ostberlin beziehungsweise Bonn waren aber ja weit weg.“

Kein Kalter Krieg auf hoher See

Es galt das Prinzip, dass der Stärkere den Schwächeren unterstützen wollte. Die Arbeit an Bord war körperlich belastend und außerdem gefährlich – auch, weil die Männer den Launen der Natur im Wesentlichen schutzlos ausgeliefert waren. „Ich habe so manchen schweren Sturm erlebt“, sagt Riediger. Einige dieser Naturereignisse haben sich tief in seinem Kopf verankert, so etwa ein Orkan Anfang der siebziger Jahre: „Ich war gerade in der Kombüse, als das Schiff einen heftigen Stoß abbekam und ein lauter Knall zu hören war. Das Licht war

/// Die Männer schliefen vor Müdigkeit manchmal in ihren Arbeitsklamotten auf den schmalen Gängen ein. ///

ausgegangen und die Elektronik ausgefallen – unser Schiff war manövrierunfähig, und das mitten im Orkan!“ Zwangsläufig ließ sich das Schiff längere Zeit von den hohen Wellen treiben. Der Orkan hielt mehrere Stunden an. „Da habe ich Todesangst verspürt“, räumt Riediger ein.

Ein „anderes“ Familienleben

Die Trennung von der Familie – sie ist etwas, was ein Hochseefischer in Kauf nehmen muss: „Leicht war das nicht immer, aber normal. Und als ich meine Frau kennengelernt habe, wusste sie, worauf sie sich einlassen würde.“

In der Heimat in Rostock lebten die Familien der Seeleute in eigenen Siedlungen, teilten ein gemeinsames Schicksal. Dieses Wissen erleichterte Riediger den Abschied, tröstete ihn.

Von 1968 bis 1970 war Eckart Riediger Kapitän auf der Gera – im Vergleich zu vorherigen Schiffen ein fast schon luxuriöser Trawler. Aktiv zur See fuhr er bis 1977. Und nach Bremerhaven kam er, weil er von 1995 bis 2007 die Geschicke der Doggerbank-Seefischerei lenkte. In Bremerhaven ist er wohnhaft geblieben, und ab und zu führt Eckart Riediger der Weg auf die Gera im Schaufenster Fischereihafen.

Sein Resümee trotz aller Entbehrungen: „Ich möchte weder die Zeit auf der Gera noch auf den anderen Schiffen missen.“

